



VIOLA
ALVAREZ

Ein Tag,
ein Jahr,
ein Leben

Roman

Weltbild

Ein Tag, ein Jahr, ein Leben

Die Autorin

Viola Alvarez, geboren 1971 in Lemgo, ist eine deutsche Schriftstellerin und Dramaturgin. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Skandinavistik in Freiburg arbeitete sie als Referentin in der Erwachsenenbildung und war Leiterin eines Theaters in Köln. Heute ist sie Inhaberin eines Instituts für Managemententwicklung und lebt im Rheinland.

Viola Alvarez

Ein Tag, ein Jahr, ein Leben

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by dotbooks GmbH, München
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagmotiv: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock/Jule_Berlin
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-230-7

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Lena,
die »Krempe« zurückgewünscht hat.
In Liebe und Freundschaft*

Prolog

BERLIN, . OKTOBER

Das Schicksal ist keine Demokratie. Es hat keinen Einfluss auf das Ergebnis, ob man sich dafür oder dagegen entscheidet, zu wählen.

Und ob man nun proklamiert, lieber an den Zufall oder doch an die eigene Gestaltungskraft zu glauben, am Ende kommt nie das dabei heraus, was man sich vorgestellt oder erhofft hat.

An einem einzigen Abend habe ich das für den Rest meines Lebens verstanden; das war vor über siebzig Jahren.

Monatelang kann einen das Schicksal in Frieden lassen, man lebt so vor sich hin und denkt, dass einen die Entscheidungen, die man bewusst getroffen zu haben meint, schon in die richtige Richtung führen werden. Das Schicksal hat Ferien, denkt man, und schon machen die eigenen Pläne jede Menge unbezahlte Überstunden.

Und dann kommt es zurück, das Schicksal.

Es kehrt heim wie Odysseus nach Ithaka – nach einer Ewigkeit, verkleidet, halb vergessen, erst von niemandem richtig ernst genommen.

Wer bist du schon?, denken wir, wir haben unser Haus ohne dich bestellt. Sieh mal, was wir uns so gedacht haben.

Dann gibt es sich zu erkennen.

Es schießt durch unsere Herzen wie durch die aufgereihten Axtöhren, um sich mit grausamer Treffsicherheit als zurückgekehrter Hausherr zu installieren.

Jenseits allen Zweifels sagt es: »Es ist egal, was ihr wolltet und dachtet – jetzt ist es so, wie ich es von Anfang vorgesehen habe.«

Ich hätte den Pfeil sirren hören müssen, lange vorher schon, diesen Pfeil, der, unserem bleihaltigen Jahrhundert angemessen, eine Kugel war. Ich hörte nichts.

Denn dazu war es viel zu laut. Musik und Lachen, der heitere Himmel, aus dem der Blitz kam.

Die *Pavillon* platzte aus allen Nähten. Schon als Milan, der Portier, uns die Tür aufgerissen hatte, konnte man spüren, dass dies ein Abend war, der neue Maßstäbe der Ausgelassenheit und Verruchtheit im Berliner Nachtleben setzen würde.

»Ich bin froh, dass du deine Meinung geändert hast«, rief ich Wilhelm über die Schulter zu. Die Bar kochte. Ich trug das Fliederfarbene, ich trug es so viel besser als noch ein Jahr zuvor. In manche Kleider muss man erst seelisch hineinwachsen. Die Kapelle spielte wie am Vorabend der Apokalypse. Puderstaub und Gläserklirren um uns herum.

Ich fühlte mich so erlöst und heiter: Trotz der festen Masse fremder Körper, durch die wir uns erst eine Gasse bahnen mussten, hatte ich das Gefühl eines leichtsinnigen Schwebens. *Heute*, dachte ich. *Heute, endlich*. Ich hatte die unbestimmte Ahnung, dass sich etwas erfüllen würde. So war es dann auch, nur hatte ich an etwas Schönes gedacht.

Wilhelm, golden und makellos wie immer, zeigte sein öffentliches Lächeln, wohlwollend amüsiert, überlegen, nur eine Spur gezwungen. Der Schweiß und der Tabakrauch um ihn herum schienen es nicht zu wagen, sich auf seinem Frack niederzulassen. Sein Haar glänzte wie feuchter Sand.

Ich konnte ihn nie ansehen, ohne ihn küssen zu wollen.

»Kommen Sie«, sagte er zu Arek und schob ihn sanft weiter. »Verlieren Sie nicht den Anschluss, heute Abend wird Sie schließlich niemand für einen Kommissar halten.«

Das stimmte nicht wirklich; Arek, obwohl im Straßenanzug, die schwarzen Locken gezähmt und blau schimmernd wegen der Brillantine, wirkte immer ernst. Ein besorgter König in Verkleidung, dem das Amüsieren auch inkognito nicht so wirklich gelingen wollte.

»Niemand? Ich selber auch nicht?«, lachte Arek, und ich sah, wie sich Wilhelm sofort gänzlich entspannte.

Meine zwei. Ich strahlte sie an, Herrin dieses Augenblicks, Bindeglied zwischen zwei aufregenden Seiten des Widersprüchlichen. Um uns herum tobte das Dunkelste aus Berlins Unterwelt, verquirlte sich gierig mit den oberen Spitzen der Wohlanständigkeit, ein entgrenzter Veitstanz. Eine Gruppe gewiss öffentlich wichtiger Herren, die Visagen verziert mit Schmissen, einer wulstiger als der andere, sang gegen den Jazz anbrüllend mit seltsamer Entrücktheit vaterländische Lieder. Die Herren waren behängt mit einigen Papiergirlanden und drei gewerbetreibenden Französinen. Die Luft war zum Schneiden. Vor Wilhelm öffnete sich die übliche Schneise aus Achtung und erregter Faszination, ohne dass er etwas dazutun musste.

»Bertel, hol dir auch was zu trinken.« Wilhelm gab sei-

nem ewig wachsamen Henkersknecht ein Zeichen, und eine zufällige Flutwelle von Provinzlern aus der Pfalz, die ihr Glück gar nicht fassen konnten, hier zu sein, spülte den gedrungenen Mann von uns weg zur Bar.

»Herrschaften ...«, rief Bertel, gegen den Strom ankämpfend, das Boxergesicht verzerrt, Donnerrollen in der Stimme, dann hatte ihn die nach Unterhaltung gierende Menge schon verschlungen.

Wilhelm fand einen Tisch, den die geteilte Masse Mensch freigegeben hatte, wie das Rote Meer den Weg ins Gelobte Land. Arek rückte mir den Stuhl zurecht.

»Bitte sehr«, sagte er, höflich wie ein Tanzstundenherr, der hofft, auf dem Nachhauseweg nicht abzublitzen.

»Was trinkt ihr denn?« Ich war so glücklich, dass ich nicht aufhören konnte zu lächeln.

»Ja, was trinken wir, hm?«, fragte Wilhelm, und er hatte erstmals in der Öffentlichkeit jenen schalkhaften Ausdruck, der mich seine Vergangenheit sehen ließ. Die Zeit, als sein berühmter Leichtsinn ihm die Türen öffnete, die er jetzt endgültig hinter sich schließen wollte.

Arek musste diesen Ausdruck noch von damals kennen, er nahm ihn auf wie die Lunte, auf die ein Funke überspringt.

»Was empfehlen Sie denn?«, fragte er, ging scheinbar auf den gelösten Ton ein.

Doch im nächsten Moment streckte er Wilhelm plötzlich die Hand hin, einfach so, ohne erkennbaren Grund.

»Danke«, sagte er, sehr schlicht, sehr geradeheraus. Und er stand dabei nicht einmal auf, als hätte diese Förmlichkeit die Macht, die Echtheit seiner Geste zu entkräften.

Wilhelm nahm die Hand, ohne zu zögern: »Wofür?«, fragte er dennoch, langsam, fast scheu.

Areks ernstes Gesicht leuchtete vor Bewegung, seine Augen redeten und redeten, und alles war Gefühl.

»Ich hab mich an dir festgehalten in all den Jahren. Oft. Dafür«, brachte er schließlich heraus. Arek hatte Wilhelm noch nie in meiner Gegenwart geduzt.

Wilhelm ließ ihn nicht los. Und für einen Augenblick fühlte ich mich ausgeschlossen, frierend inmitten des Wahnsinns, denn meine Feier fand nur mit uns allen statt, zwischen uns, in uns. Zu dritt, was an diesem Abend eine gerade Zahl war, ein *numerus perfectus*.

»Melsuine«, rief Wilhelm da, er umfasste mit seiner anderen Hand meine Finger, als hätte er meine Furcht gespürt. »Bist du froh, schöne Melusine?«

Ich nickte, ich lächelte, ich liebte ihn so.

»Wirklich?«, fragte Arek und griff ohne Scham nach meiner anderen Hand. Und ihn liebte ich auch. Meine zwei.

Ich werde diesen Augenblick nie vergessen, wie wir drei uns hielten, miteinander verbunden in Liebe und Vergabung und Freiheit.

Da fiel der Schuss.

Areks noch immer lächelndes Gesicht war plötzlich voller Blut.

Unsere Hände, in Freundschaft und Glück gerade eben für immer miteinander verwachsen, auch.

Überall Blut.

Mein Gott, so viel Blut!

Aktenzeichen FG/MvG – Fall E.K./10-2013/A,2

Zeitungsausschnitt I.1.A, Erstveröffentlichung 25.10.2006

Neues Westfalenblatt, Rubrik »Westfalen, Deutschland und die Welt«

Auflage ges. 50.645

Auflage verk. 50.002

Berühmte Kunstmäzenin feiert 102. Geburtstag

Die große Melusine Baronin von Grenwald begeht übermorgen im Seniorenheim Haus Hoheneichen ihren Ehrentag

Was für ein Leben liegt hinter der Jubilarin! Melusine Baronin von Grenwald, geboren am 27. Oktober 1904 auf Gut Grenwald (heute Brandenburg), hätte wahrlich die ein oder andere Geschichte zu erzählen, würde es sich bei der rüstigen alten Dame nicht um eine bis zur Verschwiegenheit diskrete Person handeln.

Als junge Kunststudentin begann sie 1927 in der renommierten Berliner Galerie *Filip Collin*, wo sie bald zur »rechten Hand« ihres feinsinnigen Arbeitgebers wurde.

Frau von Grenwald war maßgeblich an der europaweiten Verbreitung der Werke Kokoschkas, Grozs', Kandinskys, Liebermanns und Klees beteiligt, Letzteres gegen den ausdrücklichen Willen ihres damaligen Chefs, der Klee für einen »Krakler« hielt.

Die Zusammenarbeit verlief nicht spannungsfrei. Weitreichende Spekulationen über Unterweltkontakte hielten sich auch nach dem ungeklärten plötzlichen Bankrott der Galerie *Collin* Anfang 1931, zu dem Frau von Grenwald sich nie geäußert hat.

1933 zog sich Frau von Grenwald als Expertin für moderne Kunst ins Privatleben zurück, betreute aber diverse bedeutende Sammlungen in der Schweiz, der Türkei und Griechenland.

Von 1942 bis 1944 lebte sie in Schweden und kehrte wider das Anraten ihrer dortigen Freunde im Untergrund mitten im Kriege nach Berlin zurück, um, wie sie selbst einmal angab, wenigstens als »Zeugin zu etwas gut zu sein«.

In der Tat zog sich Frau von Grenwald als sehr deutlich belastende Zeugin in vielen Entnazifizierungsprozessen der Jahre 1945 bis 1951 öffentlichen Unmut zu und musste sich sogar den Titel »Schandbaronesse« gefallen lassen.

Für ihre Aussagen, die dazu beitrugen, insgesamt vierzig Nationalsozialisten in ehemals höheren Positionen als unbestritten schuldhaft zu identifizieren, erhielt Frau von Grenwald 1971 das Bundesverdienstkreuz erster Klasse.

Sie verweigerte die Annahme mit den Worten, dass »es keine Auszeichnung wert sein sollte, die Wahrheit zu sagen«.

Erst nach einem persönlichen Gespräch mit Bundeskanzler Willy Brandt, das über fünf Stunden gedauert haben soll, nahm Frau von Grenwald die Auszeichnung an. Der ehemalige Bundeskanzler kommentierte gegenüber einem Vertrauten, Frau von Grenwald sei wie das Beste der modernen Malerei, sie brächte »einen Mann zum Nachdenken und dabei würde er sie trotzdem noch gern ansehen«.

Über eine Ehe der Frau von Grenwald mit einem trotz vielfältiger Nachforschungen stets anonym gebliebenen Ehemann, die im Standesregister Dahlem von 1936 bis 1956 verzeichnet ist, gab es stets Spekulationen, jedoch fand sich nie ein Hinweis auf eine mögliche Identität des Ehemannes.

Die Ehe wurde 1956 geschieden.

Im selben Jahr erlebte Frau von Grenwald den zweiten Bankrott ihres Berufslebens. Nach einigen mehr als harten Jahren am Existenzminimum gelang es ihr dennoch im Alter von 56 Jahren, durch eine schier unglaublich geartete Zusammenarbeit mit jungen und bis dahin unbekanntem Künstlern, einen erfolgreichen Neustart zu wagen.

Bis 1979 leitete Frau von Grenwald die Galerie *Pavillon* in Berlin, die Permaausstellung *Bilderhaus* in Hamburg und das Kunstzentrum *Memento* in Frankfurt. Die Ausstellung wurde von ihrem damaligen Sekretär Harald Breger bis zu dessen Pensionierung weitergeführt.

Sie ging dann für einige Jahre ins Ausland, was häufig mit der öffentlichen Häme, der sie nach ihrem Engagement in Bezug auf den § 218 und den §175 ausgesetzt war, in Verbindung gebracht wurde.

Frau von Grenwald selbst allerdings erklärte in einem ihrer seltenen Interviews nach ihrer Rückkehr nach Deutschland 1988 trocken, sie habe gedacht, dass sie lieber an einem warmen Orte verweilte, um »beheizt zu sterben«, aber das hätte nun zu lange »nicht geklappt«.

Nach der Wiedervereinigung gab es noch einmal Schlagzeilen um die ungebrochen streitbare Seniorin, als sie in der BZ einen ganzseitigen Leserbrief »Wider die Raffgier« veröffentlichte, in dem sie nicht zuletzt den Sohn ihres verstorbenen Bruders, Baron Ferdinand von Grenwald, anging, sich nicht an der »abstoßenden entmenschlichten Stampede auf ehemaliges Land der Ehemaligen« in den neuen Bundesländern zu beteiligen.

Gut Grenwald, nun wieder im Besitz der Familie, erklärte die Jubilarin daraufhin zur *Persona non grata*.

Im März 1991 eröffnete Frau von Grenwald eine Freie Kunstschule in einer wundervoll restaurierten Villa in Thüringen, das *Bertel-Haus*, in dem sie auch selbst bis zum Jahre 2004 residierte. Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt infolge eines Oberschenkelhalsbruchs im März diesen Jahres bezog Frau von Grenwald schließlich ihr jetziges Domizil in einer der feinsten Seniorenresidenzen der Republik: das schöne *Haus Hoheneichen*.

Schon zu ihrem Hundertsten verwehrte sie sich bescheiden alle Feierlichkeiten, weswegen sie sich auch in diesem Jahr leider nicht zu einem Interview bereit erklärte.

Hoheneichen-Direktor Karl-Heinz Vendtorp, unseren Lesern als schmunzelnder »Gerontophilus« aus seinen heiteren Beiträgen bestens bekannt, schwärmte allerdings gegenüber dem NWB: »Einen Menschen wie Frau von Grenwald trifft man in der Tat nur einmal in hundert Jahren. Wir sind alle sehr dankbar, dass sie bei uns ist. *Haus Hoheneichen* ist stolz auf die aufrechte und ehrenvolle Geschichte, deren Geist in Frau von Grenwald lebt.«

Wir wünschen Baronin Melusine von Grenwald einen gesegneten Geburtstag und gute Gesundheit.

Kapitel 1

EINE SÄULE DER GESELLSCHAFT

Glück verjährt so wenig wie Frevel.

Viele andere haben hier alles, was mal wichtig war, längst zugunsten ihrer geheimen Vergessenswelten drangegeben.

Ich nicht.

Melusine von Grenwald, Zimmer 148, Haus Hoheneichen. Haus Hoheneichen ist ein Haus, von dem man immer meint, dass es nur erfunden sein könnte. Es gibt natürlich mehr von solchen Häusern, als man denkt, aber die wenigsten wissen, wo sie sich befinden.

Das liegt daran, dass reich und reich sich gern gesellt, und wer nicht reich ist, soll draußen bleiben. Meinetwegen können gern alle draußen bleiben. Ich war zu oft speiarm, um mich für reich zu halten. Ich gehöre nicht dazu. Ich bin nicht wirklich reich und wohlhabend. Und wahrscheinlich bin ich auch nicht wirklich alt und siech. Sich nach seinem Alter zu verhalten, wie es die Welt erwartet, macht für mich genauso viel Sinn, wie sich nach seiner Hausnummer zu verhalten. Konformität widert mich an.

Aber hier ist sie so was wie ein Glaubensbekenntnis.

Das trägt nicht eben zu meiner Gesprächslust bei. Rutscht mir den Buckel runter, ich hab niemandem was zu sagen. Im Gegensatz zu vielen meiner Gevattern hier; die lechzen geradezu nach Ansprache, nach jemandem, den sie ansprechen können.

Ach, und wie gerufen, da kommt dies junge Mädchen, mit dem ich so gern rede. Aber ich bin noch nicht so weit.

Also, zurück: *Haus Hoheneichen*. Ein Aufbewahrungsort; eine Station vor dem Erbbegräbnis. Zuerst fährt man in einen Park. Am Eingangstor sitzt tagsüber ein Pförtner, der meldet jeden Gast telefonisch an, den er nicht kennt.

Die meisten Herrschaften, die kommen, kennt der Pförtner natürlich nach dem ersten Mal und muss nicht mehr anrufen.

Nachts gibt es eine Sprechanlage. »Haus Hoheneichen, hier spricht Beggel«, sagt eine Stimme, die sehr distinguiert und zugleich sehr wachsam klingt. Dann muss der säumige Besucher zugeben, wie lange er nicht mehr da war, und bekommt eine Sicherheitsfrage gestellt. Die Sicherheitsfragen werden in den Anmeldeformularen abgestimmt. Es sind simple Besonderheiten, meist das erste Wagenmodell oder die Lieblingsspeise, solche Dinge. Manche wählen als Zahlenfolge persönlich bedeutsame Geburtstage aus, nicht selten, da bin ich mir sicher, den 20. April.

Man hält auf Tradition in Hoheneichen.

Mich kommt niemand besuchen.

Und das letzte Mal ausgegangen bin ich vor vier Monaten. Mir fehlt nichts.

Wer alles gehabt und alles verloren hat, was kann dem fehlen? Und ob man ihn jetzt besser aushält, den Schmerz? Nach all den Jahren Übung? Das Vermissen? Die Einsamkeit? Diese verfluchte Einsamkeit ...

Ich weiß wenigstens, dass das nicht am Alter liegt.

Oder nur bedingt. Die Leute, die ich noch kennen wollte,

sind alle längst tot. Die paar, die mich kennen wollen, habe ich nun weitgehend entmutigt, den weiten Weg hierher ins noble Nichts zu machen.

Was man hier so sorgsam hütet, sind übrigens weder Staatsgeheimnisse noch Waffen. Hoheneichen ist ein Altenheim für steinreiche Halbtote wie mich. Erbschleicher habe ich schon lange in die Flucht geschlagen. Ich habe so viel Geld gehabt und so viel Geld verloren, hätte mich das schlimme Alter zu einer früheren Zeit erwischt, hätte ich auch gut im Mehrbettzimmer, angewiesen auf Sozialhilfe, vor mich hin siechen können. Ein Fürsorgefall, wie wir früher sagten.

Aber es ist anders gekommen: Mahagoni und Damast.

Ich hab den Leuten trotzdem abgewöhnt, mich zu belatschen. Nur heute kann ich es nicht verhindern, dass man mich populär behandelt, heute, an meinem Geburtstag. 102.

Sie sind gekommen wie eine Plage. Presse ist da und Anzugträger, schätze, so was wie mindere Staatssekretäre. Ein armer junger Pastor, ganz verschüchtert in seiner Cordjacke; also wirklich: Cord – Manchester sagten wir immer!

Und lauter weitläufige Verwandtschaft. Wo die nur wieder herkommt?

»Prosit, Tante Melusine!« Natürlich mit Champagner, Krug, es klingelt in echtem Kristall. Mir gibt man ja kein Glas, weil ich mich daran verletzen könnte. Vielleicht reichen sie mir am Ende eine Schnabeltasse, Santé mit Nudelsuppe.

Alle paar Minuten fasst mich jemand an, als wäre ich aus Glas. Wenn man so alt geworden ist wie ich, ist man ein

Monument aus Seidenpapier. Ich halte den Mund. Was sollte ich auch sagen? Die anderen quatschen für mich. Pardon, sie halten Reden.

Rede klingt doch eher, als hätte man was zu sagen. Sie quatschen unbesorgt dahin, verbale Inkontinenz, öffentlich am ehesten unbemerkt.

Irgendein Ex-General hält eine Rede auf meinen Bruder Fritz, in der ich nur am Rande vorkomme, wenn überhaupt.

Ich habe aber auch nicht so gut aufgepasst.

Am Ende bremst der erregbare Militär sich mühsam vorm »Hippiphurra«.

Mein Bruder ist seit dreiunddreißig Jahren tot. Würde er noch leben, wären wir tödlich zerstritten.

Der General wischt, von sich selbst überwältigt, seine Augen und tritt ab.

»Bewegend«, säuselt Vendtorp, der Direktor. Der wittert bloß einen weiteren Mieter.

Anschließend kommt der Bürgermeister, bebend erst, dann tiefend vor Ehrfurcht. Die Spenden und Sponsoren, die hier zusammenkommen – wo findet er so etwas je wieder? Ich zähle jetzt bis zehn, bis dahin wird er es gesagt haben. ... neun – zehn ...

Und endlich: »eine Säule der Gesellschaft«. Das bin ich. Ich hätte lieber noch eine bewegliche Wirbelsäule als eine metaphorische Gesellschaftssäule zu sein.

Außerdem stimmt das nicht mehr; ich nehme diese neue Gesellschaft so wenig zur Kenntnis wie sie mich. Wir sind vor Jahren schon in unterschiedliche Richtungen abgelenkt, und mein Weg zumindest endet unausweichlich in einer Sackgasse.

Kinder, geht mir das auf die Nerven hier. Wo ist die Kleine, kann die mich nicht retten? Nein. Weiter geht's, neue Redner: ein Kunsthändler, der meine letzte Galerie dem abgekauft hat, dem ich sie verkauft habe. Der ist doch bloß hier, um Geschäfte zu machen. Viel Glück, Jüngelchen, ich weiß, wie schief das gehen kann. Der Kunsthändler schwatzt von meinem revolutionären, vorausschauenden Kunstverstand, den er sich bemühte – »höhöhö, mit bescheidenem Erfolg« – demütig fortzuführen, das »Vermächtnis der hohen Frau von Grenwald«, blabla ...

Ich nicke. Wenn man so tatrig ist, erwarten ohnehin alle, dass man nickt, mangelnde Statik. Applaus, und nun dieser arme Cord-Pastor. Mein Taufspruch, mein Konfirmationspruch, »denn ich bin gewiss, dass nichts Hohes noch Tiefes, nichts Gegenwärtiges noch Zukünftiges, mich scheiden kann von der Liebe Gottes«, er wird doch deswegen nicht weinen, der arme Junge. Der Einfachheit halber kann er mir gleich noch ein Epitaph hinterhersagen. Ich wüsste ein hübsches Verslein ... es endet mit »Fleiß« und reimt sich sehr vulgär.

Oje, nun muss ich gelächelt haben, irgendeine vor Schmuck tiefende Dame, schlank, schick, angestrengt sportlich, vielleicht verwandt, nähert sich mir in einer Duftwasserwolke, die sogar einer Nutte zu billig wäre. »Liebe, liebe Tante Melusine«, leiert sie mir ins Ohr, dann was vom Trost des Glaubens, dem Brot des gesegneten Alters. Ich kann dir was erzählen, Brot des Alters. Mir müssen sie schon vom Weißbrot die Rinde abschneiden.

O nein! Der Pastor kommt auch näher und erzählt was von Glauben und Gott; genau genommen sagt er »Klauben«

und »Kott«. Schließlich »Kerechtikkeit Kottes«, jetzt ist es wirklich gut.

Schafft mir den Kerl vom Hals oder der spontane Exitus ist mein einziger Protestausweg. Dann die Torte, hereingewickelt von meiner Kleinen. Wie kann man nur so jung sein?

»Aaahh!« Jubel, Hosianna der Torte. Zwölf Kerzen und in der Mitte eine glasierte 101. Wie beklemmend, dass sich da jemand so an der Mathematik vergriffen hat. Direktor Vendtorp ergreift zwei Gläser, ich kriege wohl doch eins, und nähert sich.

»Liebe, sehr liebe Frau von Grenwald.« Alle machen gerührte Gesichter. Sie rollen mir die Torte hin. Hier ist mein Glas, und jetzt soll ich wohl was sagen. Aufmunterndes Nicken rundherum ... Bitte, meine sehr verehrten Herrschaften, mein Trinkspruch anlässlich des 102ten, et voilà:

»Verpisst euch alle!«

Damit hat wohl keiner gerechnet. Diese Gesichter, jetzt darf ich nicht lachen.

»Frau von Grenwald«, haucht Vendtorp.

»Ich habe gesagt, ihr sollt euch verpissen!«

Gemurmel, man vermutet allgemein, ich könnte dehydriert sein, einer traut sich immerhin, »dement« zu flüstern. Vendtorp versucht die potentiellen Gelder vor der Verstimmung zu retten, bittet alle »zu einem kleinen Umtrunk in den beigen Salon«, man müsse die Jubilarin nun ruhen lassen.

Unbedingt muss man mich ruhen lassen. In Ruhe lassen.

Sie defilieren hinaus, mit mitleidigen Blicken auf meinen morschen Restkörper.

Die hübsche junge Schwester, meine Kleine, von der ich leider immer wieder den Namen vergesse, bleibt, werkelt geschäftig an der Torte herum, pustet die albernern zwölf Kerzen aus.

»Das war aber nicht nett von Ihnen, Frau Baronin.«

»Nein?«, frage ich.

Da lächelt sie. »Sie führen doch was im Schilde. Sie wollten die los sein.«

»Rollen Sie mich an den Schreibtisch, Kind.«

»Wollen Sie wem schreiben?«

Ja, will ich. Das ist ein Brief, den schreibt man nur einmal im Leben. Und es bringt einen fast um, den zu schreiben, das garantiere ich.

»Soll ich den Brief nachher für Sie zur Post bringen, Frau Baronin? Oder Herrn Breger mitgeben?«

Ach, Schätzchen, wenn ich eine Adresse hätte, wäre das sehr nett.

»Lassen Sie nur.« Wie heißt sie noch mal, ich kann das gottverdammte Namensschild nicht lesen. Mein Gott, ich konnte mal den *Faust* auswendig. Und den *Tasso*.

»Schwester?«

»Ja, Frau Baronin.«

»Ich möchte nicht gestört werden, von eventuell besorgten Gratulanten. Können Sie mir da beistehen?«

»Natürlich, Frau B...«

»Hör'n Sie schon auf damit. Wir leben doch nicht mehr vor der Zeit. Ich heiße Melusine.«

Sie blickt mich aus großen Augen an. »Hat man vergessen, Sie zu taufen?«

»Ich bin doch Schwester Monika«, flüstert sie.

Ach ja, das hat sie mir bestimmt schon ganz oft gesagt.

»Wir reden doch immer so nett zusammen.« Sie ist ganz durcheinander, weil ich mich nicht erinnere. Mir schwant dunkel, dass ich mich an was Großes erinnern müsste.

»Sie haben mich doch so toll getröstet, als es aus war mit meinem Freund!«

Toll? Aha. Na ja, ich bin wirklich gut in solchen Gesprächen. Ich habe den Liebeskranken von vier Generationen zugehört und Trost gespendet, da werd ich wohl mittlerweile wissen, wie es geht. Toll, an das Wort habe ich mich nie gewöhnt. Ein Kinderwort, oder?

Aber gerade fällt mir so gar nicht ein, was mit dem Mädchen los war. Na, besonders sind diese Geschichten eigentlich nie. Liebe ist in den meisten Fällen entweder ein Deckname für Lust oder für Angst, da kann dazwischen so einiges schiefgehen. Muss.

»Monika, Liebes, ich werde den weiteren Nachmittag beschäftigt sein. Halten Sie mir nur diese Gratulanten fern. Halten Sie mir alle fern.«

Sie nickt, sehr apart eigentlich, große Augen, schöner Mund. Warum sie wohl hier arbeitet? So jung unter lauter undankbaren Greisen, die sich dann nicht an ihren Namen oder ihren Herzenskummer erinnern.

»Ja ...«, sie traut sich aber doch nicht, Melusine zu mir zu sagen. Unentschlossen steht sie da.

»Dann gehen Sie jetzt nur. Und nehmen Sie diese alberne Torte mit.«

»Wollen Sie nicht wenigstens mal probieren? Die ist von der Konditorei Helmer.«

Appetit ist für mich Dekaden her, aber das kann ich ihr nicht sagen. »Geben Sie sie den übrigen Schwestern mit.«

Die Tür schließt sich leise hinter ihr. Endlich ist sie weg. Armes Ding. Ich hoffe, ihr Liebeskummer ist vorbei. Vielleicht kann sie es schaffen, in Episoden zu leben. In Novellen, die man heiter erinnert; das wünsche ich ihr.

Und ich sitze da, an meinem Sekretär. Den hatte ich damals schon. Er gehörte meiner Mutter. Ich lege die Hände auf die Unterlage und warte.

Wenn ich mir meine eigenen Hände angucke, frage ich mich, wann sie sich in solche Klauen verwandelt haben. Ich bin verdammt.

Ich bin froh, dass ihr mich so nicht sehen müsst, Jungs.

Ich vermisse euch. Meine zwei.

Die einzigen beiden Menschen auf der Welt, die ich heute gern bei mir gehabt hätte. Ich habe irgendwo hier noch Fotos von euch, sepia und voller Fingerabdrücke. Arek in Uniform und du, Wilhelm, im Stresemann. Über siebzig Jahre her, mein Gott. Wer hätte das geahnt? Vor siebzig Jahren hätte ich siebzig für alt gehalten. Und angefangen hat es sogar noch davor. Hat es je aufgehört? Ich brauche keine Fotos. Wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich euch. Euch beide.

Ich empfinde es als durchaus befriedigend frivol, dass ich hier sitze und mich immer noch nicht entscheiden kann, wen von euch beiden ich mehr geliebt habe. Es würde den einen von euch sanft entrüsten und den anderen sanft amüsieren, dass es mir noch so wichtig ist, zu schockieren. Wenn ihr wüsstet, wie wenig Spaß das ist,

verglichen mit der Sehnsucht vor über siebenzig Jahren. Es hört nie auf, weh zu tun.

So viel hat sich geändert – und dann wieder so wenig.

Mein lieber Arek, geliebter Wilhelm, ich habe heute Geburtstag ...

Kapitel 2

IN DER KELLERBAR

Er hieß Wilhelm Gotthilf Bellwitz. »Gotthilf«, ausgerechnet. Die wenigsten wussten, dass er einen zweiten Vornamen hatte. Ich meine, alle kannten ihn sowieso nur als »Krempe«, wobei kennen auch zu viel gesagt ist. Wie man eben berüchtigte Berühmtheiten kennt. Von ferne, tuschelnd, begeistert, entsetzt. Man weiß den Namen, wenn man die Person sieht, ein Auge schaut hin, das andere schnell weg.

Wilhelm Gotthilf Bellwitz, genannt »Krempe«.

Es war seine Kellerbar, die *Pavillon* – und es war elf Uhr vormittags, an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, dem 27. Oktober 1929, als es anfang.

Ich hatte drei Freundinnen von der Universität überredet, mit mir verwegen zu sein und am helllichten Tags einen trinken zu gehen. Ich selber war gar nicht mehr an der Universität, aber die drei anderen waren es: Hilde, Sigrun, Kirsten – allesamt im letzten Jahr, allesamt in humorloser Ernsthaftigkeit.

Hilde wollte Lehrerin werden, brav, stämmig und kurzbeinig. Die schöne Sigrid studierte auf Ärztin und war trotz eines sehr reichen Vaters eine überzeugte Kommunistin – in ihrer eigenen Stadtwohnung mit ihrem eigenen Konto. Dann die langweilige Kirsten, blass, mit Brille, bildete sich

viel auf eine dänische Mutter ein. Sie studierte Philosophie, Kierkegaard natürlich, immer in korrekter Aussprache erwähnt.

Ich hatte die drei zufällig getroffen, denn ich war seit über einem Jahr nicht mehr in akademischen Hallen zu finden.

Nicht, dass wir uns vermisst hätten. Aber vergessen hatten wir uns auch nicht. Wir waren mal zu derselben Veranstaltung gegangen: *Aufklärung über Geschlechtskrankheiten*.

Eigentlich hatten wir gehofft, dass es was mit Geschlecht zu tun hätte und weniger mit Krankheit, *ich* jedenfalls hatte es gehofft. Ein detailreicher Lichtbildervortrag belehrte mich eines Besseren. Nachher hatten wir vor Ekel gemeinschaftlich gekotzt, das verbindet mehr, als man denkt.

Ich hatte damals noch Kunstgeschichte studiert, gegen den Wunsch meines Vaters, der bezüglich meiner Fachwahl rotgesichtig von malenden Sozialdemokraten und Defätisten redete und dann den Kragen lockern musste. Ich setzte mich durch und tat so, als würde ich mich nicht um ihn scheren. Dass ich ihn liebte, habe ich ihm nie gesagt. Als ich die Wahrheit endlich fühlen konnte, war es zu spät.

Ich habe viele Fehler gemacht. Ich hatte schließlich 102 Jahre Zeit für Fehler.

Kunstgeschichte war nur eines dieser Gefechte zwischen uns, in denen wir versuchten zu verstehen, warum wir, Vater und Tochter, so enttäuscht voneinander waren.

Es war ohnehin ein Pyrrhussieg. Jungfer Academia hielt keinen Kranz für mich bereit. Nach drei Jahren hatte ich genug von Bildbetrachtungen der frühen Neuzeit und von Überlegungen, ob eine zerstampfte Walnuss das Leiden

Christi exklusiv oder das Leid der gesamten Menschheit inklusiv ausdrücken sollte. Also ging ich nicht mehr hin.

Ich war kein *lux populi*, eher ein spezieller Fall.

Ohne die Uni war ich aber auch nicht zufriedener.

Ich war jung. Ich war allein. Ich war einsam, wirr, wütend. Und gierig danach, etwas zu erleben, was ich für Leben hielt und was diese schreckliche Angst vor der vor mir liegenden blinden Wegstrecke meines ungelebten Lebens irgendwie in Schach halten könnte. Arbeit half.

Lebensweisheit: Arbeit hilft immer!

Ich arbeitete inzwischen als Assistentin eines Kunsthändlers – *des* Kunsthändlers Filip Collin –, als »Ladenfräulein«, wie meine Tante Dorothee Friederike Gräfin Sandham sich erregte, in seiner Galerie an der Ecke Kurfürstendamm, Joachimstaler Allee.

Gute Adresse, bisweilen allerdings ziemlich illustre Kundschaft, was in diesen Jahren nicht zu vermeiden war, wenn man sich liquide halten wollte. Und wie alle, die aus ziemlich verarmtem, ziemlich niedrigem, aber unbestreitbar altem Adel stammen, hatte ich keine Scheu davor, Geld anzuhäufen, wann immer sich die Möglichkeit bot. Ich hab's auch wieder verloren, andere hatten ebenso wenig Scheu, es mir wegzunehmen. Wenn die Jugend wüsste, wie das Leben mal wird, hätte sie wahrscheinlich gar nicht den Schneid, damit weiterzumachen.

Ich hatte damals einigen Schneid. Oder das, was ich dafür hielt. Spaß haben wollte ich, weil wir alle glaubten, dass die Nachkriegszeit bald wieder eine Vorkriegszeit würde; mitnehmen, was man schnappen kann.

Wer Krieg kennt, weiß, was das heißt.

Ich hatte einen Namen und ich hatte Beine, beides versteckte ich nicht, deswegen war ich beliebt. Bei denen, die ein *von* als Trittbrett wollten, und bei denen, die sich vorstellten, mit jeder Frau das Bett zu teilen, die sie aus einer dunklen Ecke heraus angafften. Snobistische Vampire der Impotenz.

Ich war oft zu verruchten Künstlerfesten geladen und ging immer hin, wenn sie nur verrucht genug waren. Es war ein albernes, verlorenes Spiel, eines, das ich mit mir selbst spielte, aber das ahnte ich nicht. Man nimmt sich so furchtbar ernst, wenn man jung ist.

In diesen Tagen wohnte ich übrigens bei der lieben Tante Dorothee Friederike (im Weiteren vielleicht besser »Friekchen«, sofern bitte der niedliche Name niemanden täuschen möge), einer verwitweten Schwester meines Vaters, die ihren Gatten Ferdinand Graf Sandham ohne tiefere Gemütsbewegungen überlebt hatte. Onkel Ferdinand hatte ich gemocht. Ich hatte ihn »Onkel Nand« nennen dürfen, eine Auszeichnung, die Tante Friekchen zu hintertreiben versucht war. Er starb, also siegte sie. Aus sittlichen Gründen wohnte ich dort – angeblich, in Wirklichkeit jedoch nur, weil ihr trotz günstiger Heirat und Titel nach der Inflation nicht mehr geblieben war als eine ruinös beheizbare Achtzimmerwohnung.

Ich durfte zwei der Zimmer bewohnen und Miete zahlen, als wären es vier. Herr Collin allerdings, mein Arbeitgeber, entlohnte mich »mosaisch«, wie mein Vater verächtlich sagte. Heute darf man das eigentlich gar nicht mehr wiederholen.

Viel Geld hatte ich jedenfalls nicht.

Tante Dorothee beherbergte auch noch zwei weitere (nicht mehr ganz so junge) Damen von »Stand« – ein kleines bisschen über vierzig – und gierte allabendlich nach endlosen Bridgepartien und Gesprächen über den Verfall der Zeit. Munter wie in einer Leichenhalle. Mir waren auch deswegen die Künstlerfeste lieber.

Ich amüsierte mich nicht wirklich, aber ich war überzeugt, dass der Lärm, die Tändelei und das sinnlose Gewäsch eitler Neurotiker Riten einer geheimnisvollen, aufregenden Welt wären. Und wenn es mir nur gelänge, diese Welt zu meinem Vergnügen zu erschließen, würde es mich zu einem freien und interessanten Menschen machen. So stellte ich mir das vor.

Wenn mir die häusliche Sittlichkeit also zu langweilig wurde, und der innere Ruf nach Leben zu laut, blieb ich über Nacht aus, und Tante Friekchen musste, der Miete wegen, gegen meinen Vater dichthalten, wenn er fragte, ob sie sich zu beklagen hatte.

Auf einem dieser lauten Künstlerfeste also sah ich »Krempe« zum ersten Mal. Mein Galan, Hartmann Ooster, ein immer leberkrank wirkender, kleiner Maler, der stets knapp vor »seinem Durchbruch« stand, zeigte ihn mir.

»Das da ist Krempe«, flüsterte er mir zu.

Das war also *Krempe*.

Tja, was mehr sollte man da auch sagen? Ich musste schlucken, als wäre mir das Wasser im Mund zusammengelaufen. Ein Bild von einem Mann, immer eine Spur zu aufregend für diese Welt – wenn man diese Art Kerl mag. Die Art Kerl, die von echter Gefahr umgeben ist. Er war groß, um die vierzig, unnahbar, faszinierend.